

Deutsche Literatur in Ungarn zwischen 1945–1980 Rezeption der deutschsprachigen Literatur in Ungarn 1945–1980. Hrsg. von Antal Mádl. Budapest 1991)

1991 erschien in Budapest das dreibändige Werk „Rezeption der deutschsprachigen Literatur in Ungarn 1945–1980“ (Német nyelvű irodalom befogadása Magyarországon 1945–1980) in der Reihe „Studie Philologica Moderna.“ Nr. 4-6. Es wurde von Antal Mádl herausgegeben und von Sándor Komáromi zusammengestellt.

Zunächst einmal beeindruckt diese zweisprachig (Deutsch und Ungarisch) verfaßte Bibliographie durch ihre Materialfülle. Sie enthält Angaben sowohl über Primär- als auch über Sekundärliteratur: will also der Leser erfahren, was und wo über deutschsprachige Autoren in Ungarn nach 1945 veröffentlicht wurde bzw. welches Werk zwischen 1945–1980 von einem deutschsprachigen Autor in Übersetzung erschien, so möge er in der „Rezeption“ nachschlagen.

Wir können davon ausgehen, daß die Sammlung zu überwiegendem Teil auf dem althergebrachten und mühseligen Wege der Recherche erstellt wurde, computergestützte bibliographische Zusammenstellungen sind in Ungarn erst neueren Datums. Mit diesem Faktum können wir die zeitliche Diskrepanz zwischen dem Erscheinungsjahr und der Bezugsperiode erklären. Das Werk stellt also das Ergebnis einer mindestens zehnjährigen Arbeit dar.

Nach dem Erscheinen dürfen in erster Linie ungarische Literaturwissenschaftler, Germanisten und Studierende aufatmen: die zeitraubende und oft als nervtötend empfundene Phase des Materialsuchens entfällt weitgehend, soweit man eine entsprechende Thematik bearbeitet. Brecht in Ungarn nach 1945? Bitte schön: 68 Seiten an Materialien. Georg Büchner? – 3 Seiten (viel zu wenig!); Christine Busta? – 4 Seiten (wir geben zu, diese Dichterin nicht zu kennen); Droste-Hülshoff? – 2 Seiten; Dürrenmatt? – 13 Seiten; Günter Grass? – 9 Seiten; Heinrich Heine? – 45 Seiten; Hölderlin? – 10 Seiten; Kleist? – (nur) 4 Seiten; Günter Kunert? – 10 Seiten; Thomas Mann? – 28 Seiten, ... aber lohnt sich diese Beckmesserei? Ist Quantität gleich Qualität? Nein, natürlich nicht; eine Namensliste der im Werk vertretenen Autoren kann allerdings die in der von Antal Mádl verfaßten „Einführung“ geäußerte Aussage belegen, wo es heißt: „Will man heute nach der Vereinigung der beiden deutschen Staaten die Rezeptionsgeschichte der deutschen Literatur in Ungarn verfolgen, so stößt man deshalb auf zahlreiche Widersprüche. Einseitige Schablonen von einer von oben gesteuerten Kulturpolitik führen uns dabei allein nicht weiter. Die Atmosphäre im ungarischen Geistesleben war in dem vergangenen rund halben Jahrhundert wesentlich komplizierter und widerspruchsvoller. Bestimmte Traditionen aus früheren Jahrhunderten wirkten fort und drückten die Verknüpfung mit der deutschen Literatur auch weiterhin aus.“ (S. XXVII)

Wiewohl jetzt eine umfangreiche Bibliographie über die Zeit nach 1945 erschienen ist, ist eine umfassende Rezeptionsgeschichte der deutschen Literatur in Ungarn (nach 1945) noch nicht geschrieben worden. Wir befürchten, ein solches Unternehmen würde die Kräfte eines einzigen Wissenschaftlers weit übersteigen. Im übrigen: das oben angeführte Zitat nimmt die Quintessenz einer solchen Darstellung bereits vorweg. Professor Mádl, der langjährige Lehrstuhlinhaber des Germanistischen Seminars der Eötvös-Loránd-Universität in Budapest, muß es genau wissen. Seine Einleitung ist ohnehin schon die Skizze einer Rezeptionsgeschichte der deutschen Literatur in Ungarn. Aber warum läßt sich Mádl hie und da eine gewisse Zurückhaltung auferlegen? Sein Hinweis, das letzte halbe Jahrhundert im ungarischen Geistesleben sei „wesentlich komplizierter und widerspruchsvoller“, verfährt nach dem Prinzip sapienti sat, für den Eingeweihten oder sagen wir lieber für den Verständigen genügt es.

An einer anderer Stelle lesen wir in der Einleitung folgendes: „Herausgeber und Bearbeiter dieser Bibliographie hegen die Absicht, eine Sammlung bibliographischer Fakten vorgelegt zu haben, die Ungarns Zugehörigkeit zum europäischen Kulturkreis demonstriert.“ (S. XXVII) Sicher, der Beweis ist erbracht worden; man müßte genauer sagen: schon wieder einmal erbracht worden. Wir würden aber diesen Gedanken lieber umkehren und fragen: Braucht Europa Ungarn? In

unserem konkreten Fall müßte die Fragestellung heißen: braucht die deutsche Germanistik die Ergebnisse der ungarischen Germanistik?

Wir wollen diesen Fragenkomplex mit einem Ja beantworten. Was der Wissenschaftler nicht sollte, kann der Rezensent: hypothetischen Fragen nachgehen. Wie wäre die Geschichte Europas in den letzten Jahrzehnten verlaufen, hätte gerade Ungarn es nicht „am Rande“ Europas versucht, eine integrative Rolle auszuüben? Die erschienene Bibliographie belegt für uns eben diese Bestrebung nach einer integrativen Funktion, betontermaßen auch innerhalb der ungarischen Germanistik.

Es ist nach unserer Ansicht in Deutschland noch nicht verstanden worden, die integrative Rolle des Auslandes als eine Chance für den Prozeß der Vereinigung aufzufassen. Die Rückkehr auf den „eigentlichen“, ursprünglichen Wortsinn bringt oft Überraschendes ans Tageslicht: „Integration“ bedeutet ja nichts anderes als die „Wiederherstellung eines Ganzen“.

Wir gehen davon aus, daß die Bibliographie mehrere Universitäten und Bibliotheken in Deutschland, in Österreich und in der Schweiz erreichen wird. Es wäre aber hierüber hinausgehend wünschenswert, das Buch von einem deutschsprachigen Verlag neu herausgeben zu lassen; in diesem Falle würden wir naturgemäß redaktionelle Veränderungen empfehlen, so etwa eine Vereinfachung der Suchsymbolik, womöglich einige Weglassungen im Interesse größerer Übersichtlichkeit.

Die Bibliographie „Rezeption der deutschsprachigen Literatur in Ungarn 1945–1980“ bedeutet nach unserer Ansicht für die ungarische Germanistik die Möglichkeit zur wohlverstandenen Selbstdarstellung. Tempora mutantur ... In Abwandlung dieses Spruches könnten wir noch ergänzen: aber die Fakten bleiben. Die Bibliographie einer bewegten Zeitspanne kann vieles und vielerlei belegen. Das ist letztendlich auch richtig so. Wir wollen aus dem Gesamten über die Fülle der Materialien hinausgehend einen weiteren Aspekt herauslesen, und zwar die unübersehbare Bestrebung der ungarischen Germanistik nach integrativer Bereitschaft. Der Entwicklungsprozeß ist in Ungarn noch nicht abgeschlossen; die es angeht – und das sind vor allem die literarischen Betriebe in Deutschland, in Österreich und in der Schweiz – sollten die ausgestreckte Hand ergreifen.

Klaus Maté
Düsseldorf

Franz Werfel. Neue Aspekte seines Werkes. Hrsg. von Karlheinz Auckenthaler. Szeged 1992 (=Acta Germanica 2)

Franz Werfel, Liebling der Leser, Stiefkind der Kritiker und Literaturwissenschaftler? Das gängige Diktum scheint sich neuerdings ein wenig zu relativieren. Immerhin wurden aus Anlaß der hundertsten Jahrgang von Werfels Geburtstag (1890-1990) innerhalb eines Jahres nicht weniger als fünf große Werfel-Symposien veranstaltet. Der zu besprechende Band versammelt einen Großteil der Beiträge des Szegediner Symposions und enthält darüber hinaus zwei Referate, die 1990 in Wien vorgetragen wurden.

Wolfgang Kraus gibt zu Beginn eine Porträtskizze des Schriftstellers. Er hebt dabei Werfels Entwicklung vom radikalen Avantgardisten zum gemäßigteren, verschiedene Gattungen und Ausdrucksformen beherrschenden Schriftsteller hervor. Hier fällt auch bereits das Zitat, das in diesem Band später nicht weniger als dreimal wiederkehren wird: Werfel bezieht darin die „avantgardistischen Künstler und radikalen Intellektuellen“ des expressionistischen Jahrzehnts die „unansehnlichen Vorheizer der Hölle, in der nun die Menschheit brät“, gewesen zu sein. Werfel mag mit diesem Satz eine aphoristisch verknäppte Zeitdiagnose gelungen sein, mindestens ebenso bezeichnend ist sie aber für den wiederkehrenden Gestus des Selbstzweifels und der Selbstanklage. „Die

äußerste Steigerung seiner ... enormen Schaffensenergie", schreibt Kraus, „entsprang wohl einer tiefen Verzweiflung.“

Kveta Hyrslová versucht in ihrem Beitrag, Werfel als „Mitteleuropäer“ auszuweisen. Werfel sei jeglicher Spielart von romantischem Gedankengut abhold gewesen, er habe den Territorialstaat dem Nationalstaat vorgezogen, sich für Vermittlung und gegen Abgrenzung eingesetzt. Daß diese Option typisch ist für kleine Völker, wie Hyrslová meint, daran kann man heute allerdings von Tag zu Tag mehr zweifeln. Vorsicht scheint auch geboten, wenn von der mitteleuropäischen Vermittlung zum „europäischen Universalismus“ vorgerückt wird.

Demgegenüber hat Michel Reffets Beitrag den Vorzug, daß er sehr konkret auf die Texte Werfels eingeht, genauer, auf dessen dramatisches Werk der zwanziger Jahre. Die Gegenüberstellung von Utopisten einerseits und humanen Revolutionären andererseits, zu der Reffets Analyse der *dramatis personae* gelangt, ist durchaus überzeugend. Sehr gut nachvollziehbar auch der sukzessive Übergang Werfels von expressionistischen Ansätzen zur Neuen Sachlichkeit. Auch die Analogisierung der Gattungstriade Lyrik-Dramatik-Epik mit der inhaltlich und zudem biographisch bestimmten Triade Moral-Politik-Religion gehört zum Brauchbarsten, was dieser Sammelband anbietet. Reffets Methode hat den Vorteil, daß ein bestimmter Entwicklungs- und Reifungsprozeß des Autors nicht einfach behauptet oder anekdotisch illustriert wird, sondern als Wechselwirkung von Leben und Werk erklärt wird.

Norbert Abels beschäftigt sich ebenfalls mit dem dramatischen Werk Franz Werfels, er zitierte eine Fülle von Parallelen aus der Literaturgeschichte, die den Autor u.a. in der Tradition dessen erscheinen lassen, was als österreichisches Literaturbarock bezeichnet wurde. Das 1920 entstandene Stück *Spiegelmann* erscheint in dieser Perspektive als Zauber- und Mysterienspiel mit Anklängen an Ferdinand Raimund. *Spiegelmann* ist nach Abels auch das Werk, das Werfels endgültigen Bruch mit dem Expressionismus markiert. In der Folge meint Abels eine Abkehr vom traditionellen Bühnenillusionismus auszumachen. Es fragt sich allerdings, ob Brechtianische Terminologie ("Antiaristotelismus") Werfel wirklich gerecht wird. Charakteristisch erscheinen die „dritten Wege“, nach denen Werfel in seinen verschiedenen Schaffensperioden immer wieder suchte: Versöhnung zwischen Ich und Welt, zwischen Judentum und Christentum, auch die „Co-Nationalität“, die Hyrslová in ihrem Referat erwähnt hatte. Diese beständige Suche geht bei Werfel einher mit einem literarischen Synkretismus, der vielleicht die Grundproblematik seines Werks ausmacht.

Der Titel von Knut Beck's Beitrag, *Vom Zähmen der Phantasie*, täuscht. Beck zitiert zwar Freuds berühmten Aufsatz, eine Psychoanalyse der frühen Erzählungen Werfels unternimmt er aber keineswegs. Er geht vielmehr den Subjektivismen und Manierismen, den Weitschweifigkeiten und dem Mangel an Durcharbeitung nach, Eigenschaften von Werfels früher Prosa, die erst in der Erzählung *Spielhof* (1919) überwunden scheinen. Die These, von der sich Beck leiten läßt, lautet, daß Literatur in der Zähmung und Umformung des allzu persönlichen Ausdrucks bestehe. Daß Werfel mit solchen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, dürfte auf der Hand liegen; etwas anderes ist es, das Zähmen und Maßhalten überhaupt zu einem Poetizitätskriterium zu machen. Ein nicht geringer Teil der Literaturgeschichte wäre bei solchen Maximen ungeschrieben geblieben. Wenn Freud, der zitierte, sich mit Literatur beschäftigte, war er mehr am Wilden als am Gezähmten interessiert (das Zähmen gehörte zur therapeutischen Praxis).

Karlheinz Auckenthaler untersucht Werfels Jeremias-Roman (1936) nach gattungspoetischen und inhaltlichen Gesichtspunkten. Er kommt zu dem Schluß, daß es sich um einen biblisch-historischen Roman handelt, in dem die Hauptfigur einen „christologischen Akzent“ erhält, so daß man auch von einem christlichen Roman sprechen könnte, der u.a. neutestamentliche Vorstellungen wie die der Feindesliebe enthält. Auckenthaler erkennt im Jeremias-Roman eine explizite Botschaft, die es uns Heutigen ermöglicht, wiederum über einen Sinn des Lebens und der Geschichte nachzudenken.

Medshi Pirumowas Referat über die *Entstehungsgeschichte des Romans „Die 40 Tage des Musa Dagh“* bringt de facto mehr über die Rezeptions- als über die Entstehungsgeschichte. Daneben informiert sie über die heroische Geschichte Armeniens und darüber, daß Werfel in der Bibliothek der Mechitaristen in Wien „über 100 Bände zur armenischen Geschichte und Kultur“ gelesen habe.

Es lag bestimmt nicht in der Absicht Hartmut Binders, einen Beitrag zum Thema „Literatur und Psychoanalyse“ zu leisten; trotzdem sind seine biographisch interpretierenden Ausführungen über Werfels *Abituriententag* in dieser Hinsicht aufschlußreicher als das bereits erwähnte Referat Knut

Becks. Binder vergleicht mit detektivischer Akribie eine Fülle lebensgeschichtlicher Quellen mit Werfels Roman, der beides zugleich ist, autobiographisch und fiktional. Im dichten Wald der Details wird dabei klar, daß Werfel im wesentlichen zwei Methoden anwendet, einmal die der Verdichtung, zum anderen die der Verschiebung von „wirklichen“, biographisch relevanten Charakteren und Ereignissen. Diese beiden Verfahrensweisen entsprechen exakt den Grundmechanismen des Träumens, wie sie Freud in seiner *Traumdeutung* herausgearbeitet hat. Es ist, nebenbei bemerkt, erstaunlich, welche Fülle von Erinnerungen, Tagebüchern, Artikeln, halbprivaten Schriften aller Art aus dem Prager Mikrokosmos jener Zeit erhalten sind. Jeder schrieb, jeder hinterließ irgendeine Spur und trug auf diese Weise zum Entstehen dessen bei, was Deleuze und Guattari so treffend eine „kleine Literatur“ genannt haben.

Endre Kiss versucht in seiner Analyse des *veruntreuten Himmels* (1938), diesen „dreifachen Hiobsroman“ in die von ihm entworfene Schicksalgeschichte der Literatur der ersten Jahrhunderthälfte einzuordnen, die „von Gargantua/Zarathustra zu Hiob/Ahasver“ verlaufe. Er verwendet dabei eine Kategorie, die es verdient, hinterfragt zu werden. Laut Kiss faßt die Kategorie der „Authentizität“ Werfels in den späten dreißiger Jahren neuarbeitete „ars poetica“ zusammen. Dabei bleibt völlig unklar, was für eine Authentizität das sein soll, eine subjektive (wie sie viel später, in den siebziger Jahren, in Mode kommen sollte), eine objektive, eine historische, eine allgemeinschliche? Tatsächlich ist aus dem betreffenden Roman Werfels eine gewisse Bemühtheit um einen alltagsnahen, umgangssprachlichen Duktus herauszuhören. Aber gereicht das dem Autor zur Ehre und lohnt es sich für uns, daraus gleich eine „neue Ästhetik“ zu machen?

Anita Nikics faßt in ihrem *Diskussionsbeitrag* die Diskussionen des Szegediner Symposions zusammen. Die heftigsten Auseinandersetzungen hatten sich um Fragen der Wertung entzündet, wobei besonders Herbert Zeman, der im vorliegenden Band nicht vertreten ist, eine kritische Position einnahm. Kontrovers diskutiert wurden auch Werfels Mitteleuropäertum und seine Beziehung zur Psychoanalyse.

Egon Schwarz' Beitrag über die Judenproblematik bei Werfel besticht durch seine Ausgewogenheit. Schwarz bezieht sich v.a. auf das Lustspiel *Jakobowsky und der Oberst* und auf die Fragment gebliebene Erzählung *Pogrom*, die er als „literarisches Meisterwerk“ bezeichnet. Er zeigt die Insistenz von Werfels Suche nach Ausdruck und Identität, ohne seine Anfälligkeit für Klischees und Schematik (in *Jakobowsky*) zu unterschlagen. Die Erfahrung der Andersheit, der problematischen oder scheiternden Integration, prägt nach Schwarz das gesamte Werk Werfels.

Joseph Peter Stern enthüllt die etwas schwachbrüstige Metaphysik der letzten Publikation Werfels, einer Sammlung von Reflexionen mit dem Titel *Zwischen Oben und Unten*. Er räumt dabei ein, daß Leidensverherrlichung und übermäßige Stilisierung des „Dichterberufs“ ein Merkmal von Werfels Epoche waren, das sich bei fast allen Autoren der ersten Jahrhunderthälfte findet. Dennoch ist es befremdlich, daß Werfel im Jahr 1944 den Antisemitismus als eine Art Erbsünde der Juden bezeichnet. Gegen Sterns hellsichtige Kritik ließe sich grundsätzlich einwenden, daß Literatur nicht unbedingt der Logik der Forschung zu folgen habe und daß man ihr nichts Gutes täte, wollte man jede Spur von Irrationalismus aus ihr verbannen.

Am Ende des Buches, dem es um „neue Aspekte“ geht und nicht um unwiderrufliche Antworten, steht Sterns skeptische Äußerung über die „immer wieder sich ändernde Botschaft“ Werfels, über die „Widersprüche, die im Wesen seines Werks liegen.“ Tatsächlich fällt es auch im Fall dieses Sammelbands schwer, einen roten Faden oder auch nur einen Hauptwiderspruch auszumachen. Ist für Werfel seine jüdische Andersheit charakteristisch oder seine Neigung zum Christentum? Oder soll man lieber zu einer schwachen, weniger verbindlichen Terminologie greifen und von einem „verzweifelten Synkretismus“ sprechen? Es werden noch einige weitere Symposien nötig sein, um diese Fragen zu beantworten.

Leopold Federmair
Szeged

J. H. Reid: *Writing Without Taboos. The New East German Literature.*

(Oswald Wolff Brooks) New York/Oxford/München 1990

Ernst Wichner/Herbert Wiesner (Hg.): *Zensur in der DDR. Geschichte, Praxis und 'Ästhetik' der Behinderung von Literatur.*

Texte aus dem Literaturhaus Berlin, Berlin 1981, Band 8

Nach der Wende in der DDR und der Vereinigung beider deutscher Staaten ist eine wahre Flut von Publikationen erschienen, die sich mit der Literatur, den inneren Prozessen, dem Tauziehen zwischen Literaten und Staatsmacht, zwischen Autoren und Zensur in der ehemaligen DDR beschäftigen.

J. H. Reid gibt in seiner umfangreichen und minutiösen Arbeit eine Darstellung der DDR-Literatur bis in die „Vorwendezeit“. Die Entstehung einer eigenständigen, sich von der westdeutschen Literaturszene unterscheidenden Literatur in einem Land, über das F. X. Kroetz sagte: „Mir ist die DDR so fremd wie die Mongolei“ als Ausgangspunkt nehmend, geht Reid dann folgerichtig auf Fragen des Zusammenhangs und Zusammenspiels von Autoren, Politikern und Tabus ein. Nicht die Adornosche Scheuklappenattitüde im Umgang mit Literatur ist das bestimmende Element in diesem Buch, das – gestützt auf umfangreiches Material – unter anderem die verschiedenen Schwenks und Schwankungen in der Kulturpolitik der SED, d.h. der DDR nachvollzieht. Dabei hält Reid seinen Lesern zugleich auch immer die – möglichen – Traditionslinien aus der deutschen Literaturgeschichte vor Augen, auf die man sich in der DDR von Seiten der offiziellen Kulturpolitik, aber auch seitens der Autoren bezog. Besonders augenfällig wird hierbei die immens große Bedeutung der Literatur der deutschen Romantik für die DDR-Autoren in der Auseinandersetzung mit der staatlichen Kulturpolitik und der von offizieller Seite geförderten und geforderten Verehrung einzelner festumrissener Teile des deutschen kulturellen Erbes. Nicht nur Autoren wie Irrtraud Morgner wären hier zu nennen, sondern auch solche Namen gehören hierher, bei denen die Anknüpfung an die deutsche Romantik zunächst nicht so augenscheinlich ist – wie z.B. Volker Braun.

Die Abnahme von Restriktionen, die Zunahme der Freiheit sowohl im Thematischen als auch im Formalen für die ostdeutschen Autoren ließ Reid 1990 aber nicht übersehen: „However independent of Moscow the GDR's writers and politicians may pretend to be, the fate of GDR's literature will depend in large measure on the success of otherwise of Gorbachev's reforms“. Prophetische Worte, wie wir heute wissen.

Reid geht ernsthaft der Frage nach, welche Wirkungsmöglichkeiten man der Literatur in der DDR zuschrieb, und er ist, ohne die verschiedenen Versuche und Experimente der ostdeutschen Literatur von vornherein als naiv, unnützlich, dilettantisch oder aber als Propaganda abzutun, jederzeit als ein fairer Analytiker der vorgefundenen Fakten am Werke – was den jeweiligen Leser des Buches ganz besonderes Vertrauen zu der Darstellung empfinden läßt.

Die Themen, auf die Reid eingeht, sind die Fragen des Stalinismus, die Darstellung von Preußen und Sachsen, utopische Werke sowie insbesondere die Auseinandersetzung der ostdeutschen Autoren mit den Fragen der deutschen Vergangenheit, der Frage, inwieweit Vergangenheit zu Ende sei, welche Rolle die Vergangenheit im Heute noch spielt.

Reids Buch ist eine sehr solide und unbedingt empfehlenswerte Arbeit für all jene, die sich mit der Literatur der DDR beschäftigen wollen.

Reid hatte in seinem Buch die Beschäftigung auf Werke beschränkt, die von Autoren geschrieben worden waren, die in der DDR lebten und schrieben, und dann in der DDR auch publiziert worden waren. Er untersuchte also das Material, das offiziell vorlag.

Die Ausstellung des Literaturhauses Berlin und der im Zusammenhang mit der Ausstellung entstandene auch selbständig als äußerst spannende Lektüre lesbare Band *Zensur in der DDR* bezieht sich hingegen gerade auf jene Werke, Texte, Textstellen und Passagen, die für Reid nicht Gegenstand seiner Untersuchung waren, weil sie es nicht sein konnten: das Unterdrückte, das Gestrichene steht hier im Mittelpunkt des Interesses.

Auf dem X. Schriftstellerkongreß 1987 hatte Christoph Hein als einer der ersten in der DDR am klarsten mutige Worte gegen die Zensur gesprochen:

Das Genehmigungsverfahren, die staatliche Aufsicht, kürzer und nicht weniger klar gesagt: die Zensur der Verlage und Bücher, der Verleger und Autoren ist überlebt, nutzlos, paradox, menschenfeindlich, volksfeindlich, ungesetzlich und strafbar.

Mit dieser Form der staatlichen Aufsicht beschäftigt sich der vorliegende Band des Literaturhauses Berlin.

Dabei ist den Herausgebern des Bandes vollkommen klar, daß nicht alles, was verboten worden war, zugleich Qualität besaß, so daß sich hier verbotene brisante, mutige und scharfsichtige Texte neben z.T. schlechten; dafür aber brisanten, befinden. Andererseits gab es auch immer Autoren, die selbst nicht mehr an die Möglichkeit des freien Schreibens glauben konnten, – die deshalb aber nicht vorschnell abgeurteilt werden dürfen.

Interessant ist der Umstand, der aus den Dokumenten hervorgeht, wie sehr die Zensur der DDR sich selbst, ihre Existenz und Arbeit zu rechtfertigen suchte, dabei das Wort „Zensur“ unbedingt vermeidend. Und selbst das Bild dieser Zensur kann man nicht ohne weiteres pauschal abtun: es haben Zensoren auch um schwierige Texte gerungen, nicht nur verboten und behindert. Eine Erkenntnis, die selbverständlich nicht das Vorhandensein von Zensur rechtfertigen kann und soll.

Denn diese Zensur war – bei allen Ausnahmen – im Grunde eine bornierte Behörde. Ihre Borniertheit kommt sehr anschaulich in einem Brief des damals allgewaltigen Klaus Höpcke zum Ausdruck:

Wenn Kierkegaard zum Erbe gehört, dann gehören Nietzsche, Schopenhauer, Klages, Freud auch dazu [...]. Das aber ist wohl ein etwas weiter Begriff von Erbe. Ein solcher wird nicht einmal in Blochs Erbschaft dieser Zeit bemüht. [...] Außerdem wollen wir dann bei der Entscheidung, was aus der spätbürgerlichen Philosophie verlegt wird, doch von der Situation im ideologischen Klassenkampf ausgehen. Wir haben genug mit individualistischen Lebensanschauungen, -stilen usw. zu tun [...].

Die Ausstellung und der vorliegende Band dient der Unterscheidung von Zwang und Anpassung, Kompromiß und List, Verweigerung und Widerstand. Zensur wird dabei als ein Lenkungssystem sichtbar, im dem einzelne Wörter, Sätze, Kapitel und Strophen gelegentlich nur gestrichen worden sind, um die Schriftsteller zu gängeln und ihnen bewußt zu machen, daß eben jede Veröffentlichung diesem System unterworfen war, auch wenn der Grad seiner Perfektionierung nicht zu jeder Phase der kulturpolitischen Entwicklung gleich war. Ca. 6 Werke wurden pro Jahr von den 200–250 von der Zensur durchgesehenen Manuskripten abgelehnt. Sowohl Zensur als auch Förderung von Literatur war in der DDR unauflösbar zu einem Netz kulturpolitischer Lenkung verknüpft. Auch die Maßregelung von Autoren, der Entzug des Reiseprivilegs, Einschränkung oder Verbot der Buchwerbung, Rückstufung von Ausstattungsqualität und Auflagenhöhe bis hin zu bestellten Rezensionen und die mit drohendem Unterton nahegelegten Verhaltensanweisungen für den Umgang mit westdeutschen Interviewern gehören dazu. Für all diese Erscheinungen erhalten wir im Band Dokumentarmaterial vorgelegt. Erstaunlich und erschreckend zugleich ist, wie umsichtig vorgangen wurde: so erhalten wir z.B. im Falle von Strittmatters *Wundertäter*

Beispiele für Strategiepapiere mit Rezensionsvorschlägen und Rezensentenlisten, an die „man“ rechtzeitig gedacht hatte, damit die Einordnung des Romans „in das Ensemble der sozialistischen Nationalliteratur der DDR“ möglichst störungsfrei verläuft. Ein Themen-, Schwerpunkt- und Titelkatalog für erwünschte Rezensionen, von der Zensurbehörde im voraus zusammengestellt, sollte hierzu beitragen.

Erstaunlich ist dabei, wie viele Schriftsteller von der Zensur betroffen waren. Außer Namen, die man zu lesen an sich schon erwartete, wie u.a. die von Kunert, Kunze, Biermann, Braun, Wolf, Loest, Fries, Fühmann, liest man aber auch solche unter denen, die Streichungen haben hinnehmen müssen, wie A. Zweig, Becher, Brecht, Bredel, Marchwitza, Ludwig Renn, Bodo Uhse, F. C. Weiskopf und Lion Feuchtwanger, der Eingriffe in den Text anlässlich der DDR-Ausgabe seines Romans *Erfolg* hinnahm.

Kleine Gesten der Solidarität – wie etwa den mit den Worten „Lieber Herr Fühmann“ beginnenden Brief der neunjährigen Marcela Kunze auf dem Rücken des von Werner Fahr entworfenen Schutzumschlages zur offiziellen *Geschichte der Literatur der Deutschen Demokratischen Republik*, 1976 im Verlag Volk und Wissen – kann man im Band ebenso nachvollziehen wie etwa Dieter Nolls ekelhafte Anbiederung bei der staatlichen Kulturpolitik, als er im Jahre 1979 seine denunziatorische Äußerung über die „einigen wenigen kaputten Typen wie die Heym, Seyppel oder Schneider“ tat, die seiner Ansicht nach „da so emsig mit dem Klassenfeind kooperieren, um sich eine billige Geltung zu verschaffen, weil sie offenbar unfähig sind, auf konstruktive Weise Resonanz und Echo bei unseren arbeitenden Menschen zu finden“, und deshalb „gewiß nicht die Schriftsteller unserer Republik“ repräsentieren sowie den Ausschluß von 9 Autoren aus dem Schriftstellerverband der DDR im Juni 1979.

Bei allem Reichtum an Material mußte sich die Ausstellung und der Band auf die Lyrik und die Prosa beschränken, da ganz einfach ausgewählt werden mußte und zugleich für die Dramatik und im Theaterleben, d.h. in der alltäglichen Aufführungspraxis noch weitere Formen der Gängelung existierten, auf die man an dieser Stelle einfach nicht mehr hatte eingehen können.

Das Ausstellungsbuch ist mehr als nur ein Katalog von Ausstellungsexponaten – es zitiert die Dokumente meist ausführlicher und stellt sie in einen gegenüber der Ausstellung erweiterten Kontext aus Quellenmaterial und Originalbeiträgen zum Thema der Zensur, die Schriftsteller für dieses Ausstellungsbuch geschrieben haben.

Die beiden Bücher ergänzen sich: das Erschienene und das Nichterschienene in den Jahren der DDR wird akribisch, aber auch mit viel Unvoreingenommenheit und Verständnis untersucht und dargelegt. Für eine Beschäftigung mit dieser Thematik sind beide Publikationen mehr als einfach nur hilfreich.

Gábor Kerekes
Szombathely

Deborah Hertz: Die jüdischen Salons im alten Berlin (Aus d. Amerik. von Gabriele Neumann-Kloth.) Frankfurt am Main: 1991 (Hain)

Eine fast vergessene Welt wird in dem Buch von Deborah Hertz in ihren Einzelheiten für den heutigen Leser und Forscher der Stadt Berlin oder des ausgehenden 18. Jahrhunderts, dargestellt. Was verbarg sich hinter den Kulissen, was spielte sich in den charmanten Zusammenkünften der Salons ab, wie veränderten die Salons ihre Teilnehmer, die Gesellschaft oder die Literatur. War der Salon Quelle einer bestimmter Literatur, die sich aus ihm ernährte, oder war er bloß ein Forum, wo Literatur rezipiert, kritisiert oder einfach gelebt wurde.

Fragen der Autorin, die in ihrem Buch versucht, ein lebendiges Bild über dieses Hinterland der deutschen Literatur von Ende des 18. Jahrhunderts zu zeichnen. Wir werden mit einem Dutzend Berliner Salonfrauen bekanntgemacht, die in der Zeit zwischen 1780 und 1806 in ihrem Haus Gastgeber von einer vielfältigen aber sehr offenen Gesellschaft waren. Die erste Jahreszahl kennzeichnet den Anfang dieser Gesellschaftskultur mit der Öffnung des Doppelsalons von Henriette und Markus Herz. Während Doktor Herz wissenschaftliche Vorlesungen für seine Patienten hielt, gelang es seiner Frau Henriette diesen gleichen Kreis mit dem Zauber ihrer Persönlichkeit zu einem freundschaftlichen Kreis zusammenzuschmieden, in dem die unterschiedlichsten Vertreter von Intellektuellen, Adligen, Bankiers, Künstlern in einer aufgelockerten Atmosphäre beisammen sein konnten. Einer der bekanntesten Salons wurde von Rahel Levin, später Varnhagen geführt, aber unter den Salondamen finden wir auch den Namen von Dorothea Veit, früher Brendel Mendelssohn, die Tochter von Moses Mendelssohn.

In ihrem Buch konzentriert sich Frau Hertz vor allem nicht auf die primäre Literatur dieser Zeit, sondern stützt sich auf 417 Biographien, die von Berliner Intellektuellen in diesem Vierteljahrhundert geschrieben wurden. Mit Hilfe dieser Lebensgeschichten verhilft sie uns zum Einblick in die Feinheiten dieses Gesellschaftsmilieus, dessen Verdienst in erster Linie nicht die Produktion von schöngeistiger Literatur, sondern viel mehr die Aufnahme dieser Literatur und die ständige Gewährung eines Backgrounds für diese Literatur war. Oft mit trockenen statistischen Auswertungen beweist sie, wie bunt und vielschichtig in der Wirklichkeit die Zusammensetzung dieser Salons war. Einen wichtigen Akzent bekommt in ihrem Buch die typisierte Darstellung des weiteren Schicksals von einigen Salonfrauen: Taufe und Mischehe. Die wahren und unmittelbaren Ursachen, die das deutsche Judentum zur Abkehr von seinem traditionellen Glauben und dem Ghettoleben, schließlich zur Assimilation führten, sind aber nicht in den Salons zu suchen, versucht Henriette Hertz zu beweisen. Der Salon war nur Ausdrucksform eines Lebensgefühls, ein Niederschlag und Spiegelbild der Gesellschaft Berlins. Er war eine sehr empfindliche Ausdrucksform, denn er war auf menschliche Sympathien, Freundschaften gegründet, bei denen Ereignisse außerhalb des Salons auch eine Rolle spielten. Den Niedergang der Salons beschleunigte ein politisches Ereignis: die Napoleonische Eroberung Preußens. Feindseligkeiten wurden lauter, Angriffe wurden heftiger, Freundschaften zerfielen, antisemitische Gegensalons entstanden. Aus heutiger Entfernung aber bleibt dieses Vierteljahrhundert eine Insel in der gemeinsamen deutsch-jüdischen Geschichte, die Verwirklichung eines Traums, ein gut gelungenes Musterbild eines nie erreichten friedlichen und ausgeglichenen Zusammenlebens.

Varga Péter
Budapest

András Kertész: Die Modularität der Wissenschaft. Konzeptuelle und soziale Prinzipien linguistischer Erkenntnis Braunschweig (1991 Vieweg, (= Wissenschaftstheorie, Wissenschaft und Philosophie; 34)

Ein wertvolles Buch von András Kertész liegt uns vor. Kertész versucht die gegenwärtigen linguistischen Forschungen aus der „Sackgasse“ herauszuführen, indem er eine spezielle Wissenschaftstheorie der theoretischen Linguistik aufstellt. In seiner tiefgehenden Analyse folgt er weder den analytischen noch den hermeneutischen Richtungen, vielmehr widmet er sich der Bearbeitung des Themas im Rahmen der wissenschaftlichen Modularitätshypothese. Sprachverhalten, die Vorgänge

der Erkenntnis, Wissenssoziologie und Wissenschaftstheorien werden im Oeuvre modellhaft verbunden.

Konventionalismus, der Wittgensteinsche Finitismus, die epochen- bzw. disziplinspezifischen Merkmale wissenschaftlicher Kenntnisse, die mehrfache Benutzung des Willkürbegriffes, der nur im logischen Hintergrund wirkende Tatsachenbegriff werden nur von weitem, in indirekter Weise berührt. „Daß Tatsachen in der Erfahrung unmittelbar [...] gegeben sind, ist in der modernen Wissenschaftstheorie nie behauptet worden“. (144. S. 5.5.2. Tatsachen.)

In der Einleitung schreibt Kertész, daß der von ihm dargestellten Wissenschaftstheorie keine theoretische Stringenz zugesprochen werden kann. Alle Termini sind in einem „naiven“, vorexplikativen Sinne zu verstehen. Mengentheoretische Bearbeitungen konnten nur teilweise eingeführt werden. All dies ist eher als Lob denn als Tadel zu verstehen, doch muß der Rezensent das Oeuvre unter dem Aspekt einer „relativen Ewigkeit“ darlegen.

Das Buch von Kertész enthält 5 Hauptkapitel. Zwei beschäftigen sich mit den Problemen des Untersuchungsrahmens und sind von der Wissenschaftstheorie und Wissenssoziologie geprägt. Die Grundfrage lautet: was für eine Wissenschaft ist die theoretische Linguistik? Das wird natürlich mit der konkret günstigsten Methodologie verknüpft. Zwei Kapitel erörtern einen vielseitigen Erklärungs-begriff, die konzeptuellen und wissenssoziologischen Aspekte der Explikation. Das wichtigste Kapitel ist das erste, da dort die Modularitätshypothese aufgestellt wird. Dabei kommen am Ende der Monographie Fallstudien vor, die die allumfassende Hypothese teilweise beweisen mögen. Am instruktivsten sind vielleicht die „Ergebnisse und offenen Fragen“ des sechsten Kapitels, obwohl dort nur vertiefende Wiederholungen, sprachphilosophische Verifikationsversuche des hypothetisch-deduktiv konstruierten Gesamtmodells, weitere Beschreibungen der Wechselwirkungen zwischen verschiedenen Systemen und Teilsystemen des menschlichen Verhaltens vorkommen. Doch entspringt die wesentliche Originalität, die Bestätigung des früher Gesagten eben hier. Ob die Fallstudien, wie z.B. die Anwendung der modularen Hypothese bei den Sprechakten, die Erörterung von Anapher und c-Kommando, die offene Frage, ob Deutsch konfigural sei oder nicht, die Erörterung der Metapher *Schwester*, der Bindungsbegriff von Chomsky's GB, das Gesamtmodell beweisen, verifizieren oder gar (falsifizieren), ob das dort erwähnte Empirische in welchem Sinne wirklich empirisch ist, soll hier nicht beantwortet werden. Doch es ist sicher, daß die Aufteilung der zum Thema gehörenden Probleme gelungen ist. Mehr als 150 Formeln kommen in der Monographie vor: Thesen, Prinzipien und Regeln. Diese beziehen sich auf subtile Unterschiede zwischen Begriffs-, Tatsachen- und Theoriebildung. Der Grundbegriff ist jedoch der Modul.

Modularität ist ein unexplizierter Ausdruck. Der Begriff Modul ist ein Teilsystem eines Gesamtgegenstandes, ein relativ autonomes Kenntnissystem.

In der gegenwärtigen Arbeit ist der Modul ein homogener Teil der wissenschaftlichen Erkenntnis, die dabei ein homogener Teilbereich menschlichen Verhaltens ist. So wird dann eigentlich die Wissenschaft in die Gesamtheit der menschlichen Handlungsmuster eingebettet. Universelle Prinzipien des menschlichen Verhaltens werden erforscht. Es werden solche präsentiert, die auch in anderen Verhaltensteilgebieten relevant sind, andere dagegen tauchen nur auf dem Teilgebiet des Sprachverhaltens auf. Die einzelnen Module verhalten sich, wenn man es anschaulich darstellen möchte, mosaikhaft. Mutatis mutandis kann einer an die Stelle des anderen treten.

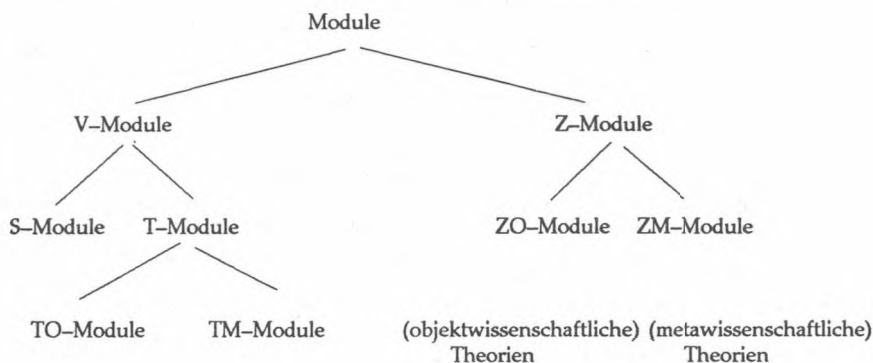
Kenntnissysteme werden in mentalen Repräsentationen angegeben. V-Module sind demgemäß mentale Repräsentationen (Kenntnissysteme) des menschlichen Verhaltens; sie sind autonom, hierarchisch aufgebaut und werden von einer geringen Zahl der die Regeln determinierenden Prinzipien gesteuert. Die Regeln bestimmen die Repräsentationen einzelner Verhaltensinstanzen, welche die Überlagerung von Repräsentationen darstellen. Z-Module dagegen (wissenschaftliche Theorien und Teiltheorien) sind zwar auch autonom, aber wie schon gesagt, ihrem mosaikhaften Charakter gemäß lassen sie sich so integrieren, – es gibt V-Submodule und Z-Submodule – daß man an ihren Schnittstellen immer die dem jeweiligen Zweck am besten dienenden Ansätze auswählen und miteinander in Verbindung bringen kann. Die Schnittstellen müssen also präzise spezifiziert sein, damit die Interaktion der Z-Module ein wünschenswertes Resultat herbeiführt.

Die in anderen epistemologischen Auffassungen auftauchenden Gegensätze, Anomalien – die von Chomsky, Wittgenstein oder Searle – treten miteinander in Verbindung ohne die Kohärenz der Erklärungszwecke zu gefährden. Es handelt sich also – benützen wir eine andere Metapher anstelle des Mosaiks – um ein Netzwerk von verhältnismäßig autonomen Bestandteilen, bzw. Teil-

systemen. Es gibt mehrere Widersprüche in der Erörterung verschiedener Probleme. Der Gegensatz z.B. zwischen der analytischen Wissenschaftstheorie und der Hermeneutik ergibt ein Spannungsfeld von Dichotomien: Ist die generative Linguistik eine erklärende Wissenschaft oder ist sie nicht? – Ist sie eine Naturwissenschaft oder eine Gesellschaftswissenschaft? – Untersucht der Generativismus Fakten oder nicht? Ist sie empirisch oder nicht? Sind die erzielten Kenntnisse objektiv oder nicht? – Formuliert die generative Linguistik Gesetzesaussagen oder Normaussagen? Die Modularitätshypothese stellt die Dichotomien beiseite, sie ist nämlich eine heuristische Integration von Ansätzen, die verschiedenen Quellen entsprungen und als „Gegenspieler galten“.

Nun stellt der Autor folgende These auf: die bestimmende Eigenschaft der gegenwärtigen generativen Linguistik ist ihre Z-Organisation. Demgemäß wird die Syntax unter Berücksichtigung ihrer Interaktionen mit anderen Ansätzen untersucht. Somit gelangen wir aber zu einem erstrangig wichtigen Gedanken: demnach gibt es mehrere Wissenschaftstheorien und die der gegenwärtig generativen Linguistik entspricht nur einer Z-modular beschaffenen Wissenschaftstheorie.

Laut der Modularitätshypothese erhalten wir die folgende Differenzierung:



V = Verhalten, S = Sprachverhalten, TO = theoretische Linguistik

Z Module sind durch die Interaktion der T-Module bestimmte Verhaltensinstanzen TM = wissenschaftstheoretische Erkenntnis, (Interaktion von Prinzipien)

Das hierarchische Begriffsgebilde kann weiter differenziert werden. Die Ausdehnung des Modulbegriffs auf wissenschaftliches Verhalten bedeutet gleichzeitig den Gebrauch des Modellbegriffs für wissenschaftliche Erkenntnis, die wie jede Art menschlicher Verhaltensabläufe durch die relativ autonomen Systeme determiniert ist. Die TO-Module sind aus S-Modulen zusammengesetzt: a) M_{m0} steuert die Funktionsweise einer Gruppe menschlicher Organe (Artikulation, Mimik, Gestik). M_p dagegen steuert den perceptiven Modul: die Vorgänge der Wahrnehmung. Ihre Submodule sind die visuellen, taktilen, auditiven usw. Faktoren. Der TO-Modul M_c ist konzeptuellen Charakters, er dient der begrifflichen Strukturierung der Umwelterfahrung. TO-Modul M_{s0} dirigiert soziale Interaktionen, während TO-Submodul, M_m motivationale Aufgaben realisiert: er organisiert menschliche Handlungen durch die Ziele, Intentionen, Bedürfnisse, Interessen von Individuen oder Gemeinschaften. TO-Modul M_a liegt den emotionalen Bedingungen des Verhaltens zugrunde. TO-Modul M_g umfaßt den morphosyntaktischen Aspekt wissenschaftlicher Kommunikation.

Ein wesentlicher Teil der Monographie erörtert die verschiedenen Zusammenhänge zwischen Begriffsbildung und Explikation sowie zwischen Tatsachenerklärungen und Explikaten. Wie wir es sehen, besitzt laut Kertész die wissenschaftstheoretische Modularitätshypothese die folgenden allgemeinen Merkmale: in Bezug auf die theoretische Linguistik ist sie eine „Einzelwissenschaft“. Sie

ist von Konstruktivität und Interdisziplinarität gekennzeichnet, und kann gleichzeitig als ein relativer Pluralismus charakterisiert werden. Wohin die allgemeine Wissenschaftstheorie tendiert, wird ebenfalls detailliert beantwortet.

Wir wissen schon, daß die Wissenschaftstheorie als Einzelwissenschaft mit der theoretischen Linguistik im Zusammenhang steht. Es gab drei wissenschaftsgeschichtliche Wenden in der Vergangenheit, die *pragmatische*, *naturalistische* und *soziologische* Wende genannt wurden. Am interessantesten ist laut Kertész das starke Programm der Wissenssoziologie. D. Bloor formuliert manche Thesen seiner Arbeitshypothese, die als Ausgangspunkt in der Spätphilosophie von Wittgenstein verankert sind. Der Grundgedanke dabei ist die Annahme, daß jede eine wissenssoziologische Theorie darstellt. Zwischen Chomsky und Wittgenstein gibt es wesentliche Gegensätze. Kripke und auch andere Wissenschaftler analysierten das Wittgensteinsche Paradoxon, wonach man im Falle einer Regel R nicht entscheiden könne, wie man von einer Regel R' Gebrauch machen soll, da es keine Fakten gibt, aufgrund derer die neue Regel befolgt werden könnte. Es wird also die Anwesenheit einer Gemeinschaft gefordert.

Mentalismus und Antimentalismus tauchen ebenfalls als unüberbrückbare Schwierigkeiten auf, und die Gegensätze müssen wissenssoziologisch gelöst werden.

Unter der Voraussetzung, daß das Grundmerkmal der gegenwärtigen Entwicklungstendenzen der theoretischen Linguistik die Modularitätsannahme ist, können wir die Untersuchung der Regelbefolgungen in drei Gebiete teilen: 1) physiologische, psychologische Bedingungen, die Entwicklung von Modellen und Metaphern durch Kontakte mit der materiellen Wirklichkeit, 2) ein System von gesellschaftlichen Faktoren, wie etwa Bedürfnissen bzw. Interessen, 3) die Welt der Sprachspiele. Der Gegenstand der generativen Linguistik kann mit einem Teil des Gebietes 1) identifiziert werden. Das dritte Gebiet ist eben der S-Modul, der manchmal als *pragmatische Kompetenz*, *soziale Interaktion* oder einfach als *Pragmatik* bezeichnet wird.

In dieser Strategie schließen sich die Grundannahmen der generativen Linguistik und die des späten Wittgenstein nicht aus: der Wittgensteinsche Regelbegriff setzt die Chomskyschen Grundannahmen voraus, und Bloors Interpretation läßt sich als Metatheorie zur Untersuchung der objektwissenschaftlichen Erscheinung „generative Linguistik“ konsistent anwenden.

Die TM-Begriffe *sozial* bzw. *gesellschaftlich* bilden in der gegenwärtigen Wissenschaftssoziologie den Oberbegriff zu „motivational“. Was eben motivational ist, ist zugleich auch sozial. Das Soziale aber umfaßt neben dem Motivationalen auch andere Module des Verhaltens. Man kann hypothetisch voraussetzen, daß die gesellschaftlichen Faktoren motivationaler Natur sind. Diese Gedanken erleichtern es uns, die strukturellen Zusammenhänge zwischen der sozialen Struktur einer TO-Gemeinschaft und der konzeptionellen Organisation wissenschaftlicher Erkenntnisse zu verstehen.

Ähnliche Ideen erörtert Kertész in 5.2.3. über die Entwicklungsstadien der generativen Linguistik: er spricht dort von regel- bzw. prinziporientierten Perioden, von Anomalientoleranz oder von Ablehnung der Anomalien, welche immer wieder auftauchen, als Irregularitäten der Sprache, oder auch von solchen Erscheinungen, die eine elegante und widerspruchsfreie Systembildung verhindern. Regelorientiertheit oder Prinzipienorientiertheit stehen laut Kertész teilweise mit einer intoleranten Haltung gegenüber Anomalien, oder eben mit einer Art Anomalientoleranz im Zusammenhang. All das wird im Rahmen der Geschichte der Entwicklung von generativen Theorien bewiesen. Gruppenstruktur und Erklärungstyp können ebenfalls verglichen werden. Bei der Typologisierung von TO-Gemeinschaften hat man zwei Gesichtspunkte benutzt: 1) die Stärke der Gruppengrenze und 2) die innere Organisation. Die innere Organisation umfaßt die einzelnen Rollen in der Gemeinschaft, die Positionen in der Hierarchie, die Aufgaben und im allgemeinen die inneren Verhältnisse der Mitglieder zueinander. Eine jede der vier Varianten ist mit Sorgfalt charakterisiert. Sie wird als „grid-group-Analyse“, die aus der wissenssoziologischen Fachliteratur bekannt ist, bezeichnet. Damit könnte man eine mögliche Schnittstelle zwischen dem konzeptuellen und dem motivationalen TO-Modul grammatischer TO-Erklärungen aufdecken.

Im 5. Kapitel schreibt Kertész über den wissenssoziologischen Aspekt der Explikation und der Erklärung. Er berührt dabei auch den motivationalen Aspekt der Begriffsbildung. Aus den Schriften von Bloor ausgehend stellt er die Frage, was unter dem TM-Ausdruck „gesellschaftliches Interesse“ zu verstehen sei. Wenn das „gesellschaftliche Interesse“, genauer gesagt, das Gruppeninteresse als ein freier TO-Parameter fungiert, kann es von Fall zu Fall, aber auch von Gruppe zu Gruppe, mit einem anderen Wert belegt werden.

Begriffsbildung und Analyse grammatischer Erscheinungen stehen mit dem Erklärungs begriff in einem festen Zusammenhang. Schon in dem Kapitel über die Problemstellung erwähnt der Autor, daß die Tatsachenerklärungen dadurch zustandekommen, daß in das Explanans ein neuer Begriff eingeführt wird, ohne den die Erklärung des Explanandums nicht möglich ist. Kertész benutzt *Erklärung* anstatt Tatsachenerklärung und *Explication* anstatt Begriffsexplikation. Im 3. Kapitel, wo der konzeptuelle Aspekt analysiert wird, werden die TO-Begriffsexplikationen in der generativen Syntax relativiert und so gelöst. Begriffsbildung und Begriffsexplikation brauchen unbedingt spezifische Klassifikationssysteme, die auch „nicht beobachtbare“ Objekte zu klassifizieren trachten. Dazu müssen die folgenden Bemerkungen gemacht werden:

- (I) Das Kategoriensystem eines wissenschaftlichen Kenntnissystems wie der generativen Grammatik beruht nicht auf objektiven Eigenschaften, besser gesagt, nicht auf „objektiv“ gegebenen Eigenschaften der Gegenstände.
- (II) Ein Begriffs- bzw. Kategoriensystem ist semantisch unterdeterminiert, weil eine gegebene, zu einer bestimmten Zeit geltende Bedeutung eines Ausdrucks seine spätere Anwendungen nicht bestimmt.
- (III) Die Klassifikationen sind nicht willkürlich, weil die im Prinzip bestehenden Kombinationsmöglichkeiten biologisch und sozial eingeschränkt werden, wodurch die relative Stabilität von TO-Begriffssystemen trotz der semantischen Unterdeterminiertheit gesichert wird.

All das geht auf den Wittgensteinschen Begriff *family-resemblance*, „Familienähnlichkeit“, zurück. So ist es klar, daß, wenn man einen neuen TO-Begriff in eine Theorie durch TO-Explication einführt, die grammatischen TO-Explicationen als spezifische Erscheinungsformen von TO-Begriffsfamilien untersucht werden müssen. Hier tauchen aber gleich zwei wichtige Fragen auf: a) welches Verhältnis besteht zwischen den Elementen einer Begriffsfamilie? und b) wie wird trotz der semantischen Unterdeterminiertheit der Ausdrücke die Stabilität ihrer Bedeutung, und dadurch die Möglichkeit der Erkenntnis bzw. der Kommunikation gesichert? Die erste Frage kann leicht beantwortet werden. *Ähnlichkeitsverhältnisse* heißen in der Tradition: Synonyme, „Teil-Ganzes“ – Relation, Kontrast, Paraphrase usw. Um die zweite Frage zu beantworten: wahrscheinlich existiert kein direkter Anschluß zwischen dem konzeptuellen und dem grammatischen Modul; Bierwischs autonomer Bereich der semantischen Repräsentation scheint uns hier günstiger zu sein.

Jackendoff, Nunberg und J. F. Hanna geben verschiedene Erklärungen, um das Verhältnis zwischen TO-Explicandum und TO-Explicat zu interpretieren. Um hier eine gute Wahl zu treffen, analysiert der Autor die Ausdrücke „exakt“ und „vage“. Später wird auch der Begriff „Einfachheit“ erläutert. Letzten Endes kommen wir auf die Erörterung der semantischen Unterdeterminiertheit in der folgenden Definition: „Eine lexikalische TO-Einheit ist semantisch unterdeterminiert, wenn es eine Funktion F' gibt, die ihre semantische TO-Repräsentation SEM_L einer TO-Begriffsfamilie BF zuordnet, wobei BF mehr als ein Element enthält. (Die Elemente von (SEM) lassen sich mit einer lambda-kategorialen Sprache beschreiben.) Auf die weiteren Formeln möchten wir hier verzichten, doch gibt es drei konzeptuelle Prinzipien: die konzeptuelle Verschiebung, die konzeptuelle Differenzierung und die konzeptuelle Selektion. Bei der ersten werden die Interpretationen auf verschiedene Bereiche projiziert, während bei der zweiten die Varianten im Rahmen desselben Bereichs bleiben. Die Selektion betrifft die Interaktion begrifflicher Strukturen.

Das Resultat der obigen Erörterung besteht darin, daß Exaktheit weder eine hinreichende noch eine notwendige Eigentümlichkeit der TO-Explicate in der generativen Grammatik ist. TO-Explicandum ist anstatt Vagheit durch semantische Unterdeterminiertheit zu charakterisieren. Doch ergibt sich ein positives Resultat: das TO-Explicandum ist mit der semantischen TO-Repräsentation einer lexikalischen TO-Einheit zu identifizieren. Das TO-Explicat dagegen ist mit einem durch konzeptuelle TO-Prinzipien spezifizierten Mitglied der vom TO-Explicandum determinierten Konzeptfamilie zu identifizieren. Das Verfahren der TO-Explication erscheint selbst als die Funktion, die relativ zu einem Interpretationskonzept ein bestimmtes Element aus der TO-Begriffsfamilie konzeptuell auswählt. Dementsprechend kann man in der Argumentation die Anwesenheit der Prinzipien von konzeptueller Differenzierung, Verschiebung und Metaphorisierung nachweisen.

Die ermittelten TO-Prinzipien operieren in einem relativ autonomen TO-Modul. Das TO-Explicandum ist die semantische TO-Repräsentation einer lexikalischen TO-Einheit einer Wissenschafts-

sprache, während das TO-Explikat die kontextabhängige konzeptuelle TO-Repräsentation einer lexikalischen TO-Einheit in einer Wissenschaftssprache ist.

Im vierten Kapitel wird schrittweise erörtert, welche Konsequenzen sich aus den konzeptuellen Struktureigenschaften TO-Tatsachenerklärungen ergeben. Aufgrund der Modularitätshypothese sind TO-Grammatische Tatsachenerklärungen prognosefähig, der relevante Aspekt des Verhältnisses zwischen TO-Explanandum und TO-Explanans ist ihre (nicht unbedingt deduktive) Interaktion. Außerdem sei hinzugefügt, daß grammatische TO-Tatsachenerklärungen nicht-subsumptiv sind. (Deduktivität ist im Sinne des praktischen Syllogismus zu verstehen. Dabei behauptet K. Popper, daß die Idee der Subsumption die logische Ableitbarkeit eines Satzes ist).

András Kertész schafft eine relative Ganzheit des Epistemologischen und des Noetischen und bleibt dabei der generativen Theorie treu. Bei der definitiven Bewertung einer jeden linguistischen Theorie spielt die Erkenntnisphilosophie eine erstrangige Rolle. Vielleicht kann sich aber selbst die Wissensphilosophie von den unveränderlichen Problemen der Philosophie nicht losreißen. In unserer neohellenistischen Periode herrscht eine geheime Sehnsucht nach dem Absoluten, nach dem Einfachen, nach dem Messer von Lotze. Immer schwankt die Philosophie zwischen den Extremen des möglichst nicht naiven Realismus und des Konventionalismus, der eine Menge von Apparaten und Erkenntnismitteln mit sich bringt. Die Leibnizschen *Moraden* konnten noch der „*pre-stabilita harmonia*“ dienen, Wittgensteins halbmystische Philosophie zeigt uns bloß isolierte Sprachspiele, voneinander getrennte Situationen. Man kann natürlich die eigene Epoche schwer überwinden, in den vorliegenden Problemen sehr geschickt sein und mit großer Belesenheit die Wissenschaft bereichern. Der Autor hat das Verdienst, daß er in der Atmosphäre eines wiederholten Relativismus der Neuvorsokratiker eine solide Basis der Modularitätshypothese, einer der modernen Linguistik angemessenen Wissenschaftstheorie errichtet hat.

Endre Fülei-Szántó
Pécs

Angelika Linke – Markus Nussbaumer – Paul R. Portman: Studienbuch Linguistik. Tübingen 1991, Reihe Germanistische Linguistik (Niemeyer. RGL 121)

Das am Deutschen Seminar der Universität Zürich im Rahmen linguistischer Grundkurse entstandene *Studienbuch Linguistik* schließt eine Lücke und stellt gleichzeitig eine überzeugende Beweisführung dar für die „offene und kooperative Atmosphäre“ um Prof. Horst Sitta, dem das Werk gewidmet ist. Die vorliegende Arbeit ist begrüßenswert und innovativ nicht etwa aus Mangel an sprachwissenschaftlichen Nachschlagewerken; der Bereich zeichnet sich neuerdings durch eine schwer erfaßbare Überfülle aus, in der der Interessent eher die Qual der Wahl hat. Auch nicht allein die Tatsache, daß wir ein solides, informatives, anschauliches und verständlich geschriebenes Werk vor uns haben, erklärt hinreichend dessen spezifisches Gewicht und seine Attraktivität. Was an dem *Studienbuch Linguistik* vor allem gefällt, ist, daß es 'aus einem Guß ist', und dies trotz der überwältigenden Komplexität und Divergenz der untersuchten Aspekte, und dies, obwohl die Darstellung nicht einer bestimmten Schule verpflichtet ist, sondern die Vielfalt der linguistischen Zugänge zum Ausdruck bringt. Diese Kohärenz macht sich nicht nur im Stil und in der einheitlichen Konzeption, sondern vielmehr in den hervorragenden Querverweisen bemerkbar, die einen Überblick über den ganzen Themenkomplex ermöglichen.

Das Buch ist in zwei Teile mit je fünf in sich abgeschlossenen Kapiteln gegliedert, die jeweils einen sprachwissenschaftlichen Teilbereich präsentieren und auch selbständig verwendet werden können:

TEIL I:1. Semiotik, 2. Grammatik I: Klassische Bereiche der Grammatikschreibung; 3. Grammatik II: Generative Grammatik; 4. Semantik; 5. Pragmatik.

TEIL II:6. Textlinguistik; 7. Gesprächsanalyse; 8. Soziolinguistik; 9. Psycholinguistik; 10. Historiolinguistik.

Eine Skizze der entsprechenden Forschungsgeschichte, eine kommentierte Bibliographie sowie ein vorangestelltes Inhaltsverzeichnis leiten die einzelnen Kapitel ein und vermitteln eine Übersicht über ihren Aufbau bzw. über die aufgeworfenen Fragen. Mühe hat man sich auch mit den graphischen Darstellungen gegeben (Edgar Brütsch), die für die notwendige Veranschaulichung von Problemzusammenhängen willkommene Hilfestellungen geben. All diese Elemente, samt einem umfangreichen und aktuellen Literaturverzeichnis und einem Sachregister, die den wissenschaftlichen Exkurs abrunden, verleihen dem vorliegenden Buch einen ausgeprägt handlichen Charakter. Es ist leicht und effizient zu verwenden „sowohl als Begleitbuch für Einführungsveranstaltungen in das Gesamtgebiet der Sprachwissenschaft wie auch als Grundlagenlektüre für die einzelnen Teilbereiche ...“ Die Autoren streben keine Vollständigkeit der Präsentation an – es wäre auch schwer möglich –, sondern versuchen, die für den jeweiligen Bereich wichtigsten Fragen scharf unter die Lupe zu nehmen und zu zeigen, welche Antworten die untersuchten Auffassungen auf diese Fragestellungen geben: ein realistischer Querschnitt durch die aktuelle Linguistik. Es werden dabei sowohl klassische, fast nur historisch interessante Beiträge, als auch Forschungsansätze der 80er Jahre aufgegriffen, indem die Begriffe und Konzeptionen, die für die heutige Linguistik besonders aufschlußreich erscheinen, ins richtige Licht gerückt werden. Und wenn auch nicht bis ins Detail – es wäre utopisch bei dem Reichtum der dargestellten Theorien und Methoden –, ist das Buch unter dem Gesichtspunkt der Authentizität der Werte und des wissenschaftlichen Exkurses kohärent, und so läßt sich, trotz der vielen Differenzen, die Grundstruktur der heutigen Sprachwissenschaft aufzeigen.

Im I. Teil des Bandes werden drei deutlich markierte Themenkreise vorgestellt:

Semiotik, „eine Disziplin, welche den linguistischen Einzeldisziplinen vorgeordnet ist und die begriffliche Grundlage nicht nur für die Sprachwissenschaft bereitstellt“ (z.B. Kontext, Virtualität und Aktualität, Syntagma und Paradigma, das sprachliche Zeichen im System u.v.m.) – Kapitel 1;

Morphologie, Syntax, Semantik (Die systembezogene Betrachtung von Sprache: Kapitel 2, 3, 4);

Pragmatik, „die Lehre von den fundamentalen Regularitäten, die in jedem „Gebrauch von Sprache eine Rolle spielen“ (Kapitel 5). In diesem Kapitel werden die linguistischen Teildisziplinen, die sich mit dem Bereich des sprachlichen Handelns beschäftigen (Sprechakttheorie, Theorie der konversationellen Implikatur), einer eingehenden Betrachtung unterzogen.

Im I. Teil. werden die Faktoren der konkreten Sprachverwendung kaum berücksichtigt: Untersucht wird die Sprache als ‚virtuelle Größe‘, ihre Latenzen, die grundlegenden Rahmenstrukturen und Regularitäten, innerhalb derer sich kommunikative Prozesse entwickeln können.

Im II. Teil, Betrachtung von Sprache unter zusätzlichen Gesichtspunkten, werden diese Vorbehalte zielgerichtet aufgegeben und die sog. *Bindestrichlinguistiken* vorgestellt. Jedes Kapitel stellt die ganze Sprache noch einmal zur Debatte, aber jedesmal komplementär, unter einer bis dahin nicht berücksichtigten Perspektive. Die schwerpunktmäßig behandelte Problematik wird folgendermaßen vorgestellt:

Sprache in Text und Gespräch: Textlinguistik und Gesprächsanalyse

Sprache und Gesellschaft: Soziolinguistik

Sprache und Geist: Psycholinguistik

Sprache in der Geschichte: Historiolinguistik.

Die Abgrenzung der einzelnen Teilbereiche (z.B. Syntax, Semantik, Pragmatik usw.) ist nicht immer problemlos; oft sind übergreifende Bezüge für eine komplexe Betrachtung unentbehrlich: Die syntaktischen Analysen werden durch semantische und pragmatische Untersuchungen ergänzt und fortgeführt. Die systembezogene Darstellung im I. Teil ist kontextloser und abstrakter, dafür aber einheitlicher; die Bindestrichlinguistiken lassen sich leichter mit eigenen Erfahrungen verbinden – der „komplexe Zugang wird ganzheitlicher empfunden“ –, bieten aber ein methodisch weniger kohärentes Bild.

Die Autoren sind sich stets dessen bewußt – eine methodologische Konstante, die den Eindruck der Kohärenz und Einheit fördert –, daß der Terminologie in einem *Studienbuch Linguistik* eine wichtige Rolle zukommt, weil die sprachlichen Erscheinungen nur mittels adäquater Begriffe erfaßt und definiert werden können. Die linguistischen Konzepte werden – darauf legt man in den Einleitungen zu den einzelnen Kapiteln einen besonderen Wert – eingehend und mit Hilfe etymologischer und historischer Ansätze erklärt, die in der widersprüchlichen Wirrnis der Nomenklatur Ordnung und Klarheit schaffen. Die Mehrdeutigkeit häufig gebrauchter Termini wie *Syntax* oder *Semantik* wird nutzbringend durchleuchtet. Die *Lesehinweise* zu jedem Teilbereich informieren selektiv über eine nur schwer überschaubare Fachliteratur, indem sie den Studentinnen und Studenten einen nützlichen, kritisch orientierenden Leitfadern bereitstellen:

Zu warnen ist vor Arbeiten aus den späten 60er und frühen 70er Jahren, seien es Einführungen in die GG oder entsprechende Stichwörter in allgemeineren Einführungen in die Sprachwissenschaft, in Fachlexika, oder seien es generative Arbeiten generell: Man findet darin immer einen veralteten und für das Verständnis der heutigen Theorie oftmals hinderlichen Theoriestand! (S. 88)

Obwohl vom Franzosen Tesnière veranlaßt und obwohl wertvolle Impulse zu ihrer Entwicklung auch von anderen Ländern gekommen sind, kann die Dependenz-Verb-Grammatik als ein spezifisch deutscher Beitrag zur neueren Sprachwissenschaft angesehen werden.² Die Leistungsfähigkeit dieser Syntaxtheorie hat sich nicht nur in der Forschung (durch eine Reihe beachtlicher Arbeiten), sondern auch „an empirischem Material, der deutschen Sprache der Gegenwart“³, besonders im DaF-Unterricht erprobt und bewährt. Und ist das vorliegende *Studienbuch Linguistik* auch – unseres Erachtens aber in erster Linie – für Germanisten bestimmt, so halten wir es für bedauerndswert und für einen unerklärlichen Mangel der im übrigen hochkompetenten Arbeit, daß die Valenz- und Dependenzgrammatik in bloß 5 Zeilen (!) behandelt und eher als eine Randererscheinung abgetan wird.

Solche Lücken schmälern den Gebrauchswert des hier besprochenen Werkes kaum. Das *Studienbuch Linguistik* erfüllt seinen Zweck vollauf und empfiehlt sich Studierenden und Dozenten gleichermaßen.

Anmerkungen

¹ „*Syntax* [...] heißt [...] in der *Semiotik* ganz generell die Zusammenstellung von Zeichen [...] Darüber hinaus trifft man häufig auf eine Verwendung von *syntaktisch* [...] im Sinne von ‘grammatisch’ oder die ‘Ausdrucksseite betreffend’ in Opposition zu *semantisch* oder *pragmatisch*“ (S. 78), *Grammatik* oder *Semantik* („Wie *Grammatik* ist auch *Semantik* systematisch mehrdeutig: Es bedeutet sowohl einen bestimmten Aspekt des wissenschaftlichen Forschungsgegenstandes selber / man spricht beispielsweise von der *Semantik* eines Wortes oder eines Satzes [...] / als auch so viel wie Theorie oder die Lehre von diesem Gegenstand“). (S. 133)

² PETER VON POLENZ: *Deutsche Satzsemantik*, Berlin–New York, de Gruyter, 1985 S. 54.

³ BERND LATOUR, *Verbvalenz: Eine Einführung in die dependenzielle Satzanalyse des Deutschen*, Hueber, München, 1985. „[...] Jeder Germanist, ob in Inland oder Ausland, der nach spezifisch deutschen Beiträgen zur neueren Sprachwissenschaft fragt, wird früher oder später auf die Valenztheorie stoßen“ (ebd. S. 5.)

Thurmair, Maria: Modalpartikeln und ihre Kombinationen. Tübingen, (Linguistische Arbeiten 223) Niemeyer 1989.

Ausführlich, logisch und reich an eigenen Thesen und Anschauungen – so stellt Maria Thurmair die Funktionen sowie den Platz der Modalpartikeln in der Struktur der deutschen Gegenwartsprache dar. Modalpartikeln (von anderen Forschern 'Abtönungspartikeln' oder einfach 'Partikeln' genannt) wurden in den früheren Stilistiken mit den Termini 'Füllwörter', 'Flickwörter' etc. abgestempelt. Ihre grammatische und kommunikative Rolle wurde erst Ende der 60er, Anfang der 70er Jahre erkannt, in den Jahren, die unter dem Namen 'Epoche der kommunikativ-pragmatischen Wende' in die Geschichte der Linguistik eingegangen sind.

Thurmairs Darstellung teilt sich in drei Kapitel (mit einer Einleitung am Anfang und einer Zusammenfassung am Ende): *Formale Beschreibung der Modalpartikeln, Analyse der einzelnen Modalpartikeln und Modalpartikel-Kombinationen.*

Formale Beschreibung der Modalpartikeln

Im ersten Kapitel findet man sofort neue Methoden der Beschreibung der Modalpartikeln. Modalpartikeln werden nicht als Wortklasse, sondern als eine mögliche Funktion der Wortart 'Partikel' (d.h. der unflektierbaren Wörter) betrachtet. Damit scheint das Problem gelöst zu sein, das im Zusammenhang mit den Homonymen der Modalpartikeln in anderen Wortklassen auftaucht. Einerseits steht nämlich beispielsweise das Wort *doch* in manchen Sätzen als Satzäquivalent, als koordinierende Konjunktion, als Adverb oder als Modalpartikel, andererseits hat es offensichtlich eine Gesamtbedeutung, so daß es hier schwierig ist, von Homonymen zu sprechen. Für Thurmair sind dies einfach verschiedene Funktionen derselben Wortart. (Ein Problem stellen lediglich die Partikeln *bloß, eben, eigentlich, einfach* und *ruhig* dar, die auch als Adjektive auftreten und in dieser Funktion sehr wohl flektierbar sind, und somit doch zu einer anderen Wortart gehören müssen. Auf diese Frage wird auf S. 22. kurz eingegangen.

Modalpartikeln werden von den anderen Partikelfunktionen mit Hilfe von vier formalen Kriterien abgetrennt (wobei das erste zur Abgrenzung der Partikeln von den anderen Wortarten dient). Es sind dies die Unflektierbarkeit, die Unbetonbarkeit, der fakultative Charakter und die syntaktische Stellung. Offensichtlich geht die Verfasserin – wenn auch unausgesprochen – von dem Zentrum-Peripherie-Modell aus, wobei das Zentrum, „das distributionelle Grundmuster“, durch die Partikel *halt* repräsentiert wird. Besonders bemerkenswert ist, daß der ethische Dativ *mir* oder *dir* unter die Modalpartikeln eingeordnet wird. Thurmair behandelt hier nicht nur Abgrenzungsprobleme sondern auch Wortstellungsfragen im Zusammenhang mit den Modalpartikeln sehr eingehend.

Besonderen Wert legt sie auf das syntaktische Verhalten der Modalpartikeln. Unter dem Terminus 'Satzmodus' faßt sie zwei Arten der Satztypen zusammen: den Formtyp und den Illokutionstyp. Wie sie selbst zugibt: „In dieser Arbeit soll von einer strikten Trennung von Form und Funktion ausgegangen werden.“ (S. 42.) Hier ist aber zugleich die m.E. größte Schwäche der Darstellung zu finden: Die Verfasserin führt einerseits zusätzlich zu den Termini 'Formtyp' und 'Illokutionstyp' eine m.E. ganz und gar überflüssige und störende Zwischenstufe, die des 'Funktionstyps' ein. 'Funktionstyp' und 'Illokutionstyp' werden im weiteren nicht auseinandergehalten. Zuerst scheint 'Funktionstyp' als die Grundfunktion des gegebenen Formtyps (wie z.B. 'Assertion' bei dem Aussagesatz, 'Frage' bei dem Entscheidungsfragesatz und dem w-Fragesatz – s. Tabelle 4. auf S. 46.), 'Illokutionstyp' als die durch das Zusammenwirken des Funktionstyps mit der lexikalischen Füllung des Satzes gegebene konkrete Funktion identifiziert zu werden. (S. 47.) Dann lesen wir: „Im weiteren wird folgende Terminologie zugrundegelegt: 'Aussagesatz', 'Entscheidungsfragesatz'

etc. bezeichnen die Formtypen, 'Aussage', 'Frage' etc. die Funktionstypen." (S. 48.) Weiter werden aber mit letzteren Termini eindeutig Illokutionstypen gekennzeichnet. Aber auch das nicht konsequent: Auf S. 143. findet man z.B. Folgendes: „Bei entsprechendem semantischem Gehalt kann mit derartigen Fragen (wie auch mit Fragen ohne *wohl* – aber z.B. nicht mit *denn*-Fragen) eine Aufforderung intendiert sein“. Oder auf S. 194: „[...] die Gültigkeit der Proposition des Fragesatzes ist also für den Sprecher unerwünscht;“ Im ersten Fall wird unter 'Frage' natürlich ein Formtyp gemeint, dem im konkreten Fall der Illokutionstyp 'Aufforderung' entsprechen kann; im zweiten soll es sich um den Illokutionstyp 'Frage' handeln, denn nur eine Illokution kann eine Proposition haben, nicht aber eine durch formale Kriterien definierte Satzart.

Das Problem ist damit aber noch nicht abgeschlossen. Im Kapitel 1.3 findet man zwar eine sehr überschaubare und ausführliche Klassifizierung der Formtypen, die fast schon als eine Syntax der deutschen Gegenwartssprache betrachtet werden kann, es wird aber gar nichts über die Klassifizierung, Systematisierung und Beschreibung der Funktions- und/oder Illokutionstypen gesagt. Während die Autorin im Kapitel 2. den Gebrauch der einzelnen Modalpartikeln den bereits vorgestellten Formtypen zuordnen kann, weiß man nicht, woher die erwähnten Illokutionstypen in die Arbeit gelangten, wodurch sie sich von anderen Illokutionstypen unterscheiden. Sie läßt zwar die Frage, ob für die Distribution der Modalpartikeln der Formtyp oder der Illokutionstyp relevant ist (s. S. 48. und 201.), offen, sie faßt zwar die wichtigsten Argumente für beide Ansichten zusammen (S. 202.), sie erkennt zwar an, daß die Modalpartikeln im illokutiven Bereich wirken (s. S. 2.), bei der Beschreibung der einzelnen Modalpartikeln geht sie aber eindeutig von dem Formtyp aus: lediglich bei einer einzigen Modalpartikel, bei *mal* wird der Illokutionstyp als primär anerkannt. Bei den anderen Modalpartikeln werden Illokutionstypen bloß als sekundäre Kriterien für die Einschränkung der Distribution der Modalpartikeln benutzt.

Zusammenfassend kann man feststellen, daß Thurmair bestätigt, daß die Modalpartikeln in erster Linie eine kommunikativ-pragmatische Rolle haben, daß ihre Bedeutung eher im illokutiven Bereich liegt, ihre Funktion in der Steuerung der Kommunikation, in der Identifizierung von Illokutionstypen und im Ausdruck von Sprechereinstellungen besteht; dennoch kann sich Thurmair nicht zur Gänze von den traditionellen und hauptsächlich auf formalen Kriterien basierenden strukturalistischen Beschreibungsmethoden trennen.

Analyse der einzelnen Modalpartikeln

Im Kapitel 2. beschreibt die Verfasserin 19 Modalpartikeln im einzelnen. In allen nötigen Fällen findet der Leser eine Beschreibung der Abgrenzung von den anderen Partikelfunktionen. Die anschließende Darstellung der Bedeutungen und Funktionen der Modalpartikeln ist sehr ausführlich und plausibel. Sie wird zugleich mit zahlreichen Beispielen veranschaulicht. Thurmair vertritt die bedeutungsminimalistische Position. Sie versucht dementsprechend bei einer jeden Modalpartikel eine Bedeutung anzugeben und diese mit möglichst wenigen Bedeutungsmerkmalen zu beschreiben. Diese Methode macht die Darstellung einfach übersehbar und praxisorientiert. Die Bedeutungsmerkmale werden auf S. 200 in einer einleuchtenden Tabelle zusammengefaßt. Hier werden, was den Bezug der Modalpartikelbedeutungen anbelangt, vier Ebenen voneinander unterschieden. Modalpartikeln können sich nämlich auf die Bewertung der Proposition (z.B. <BEKANNT>, <EVIDENT>, etc.), auf die Illokution (z.B. <VERSTÄRKUNG>, <ABSCHWÄCHUNG>), auf den Partner selbst (<KORREKTUR> und <ZUSPRUCH>) sowie auf die Vorgängeräußerung oder die vorangegangene Situation (<ERWARTET>, <UNERWARTET>, etc.) beziehen. Dabei wird bei manchen Merkmalen auch eine sekundäre Bezugskomponente festgestellt, die des Sprechers oder des Hörers (z.B. bekannt für wen?; erwartet für wen?). Diese wird durch einen Fußindex gekennzeichnet, z.B.: <BEKANNT>S v.s. <BEKANNT>H. Eine Inkonsequenz läßt sich lediglich bei der Bezeichnung der primären Bezugskomponente 'Vorgängeräußerung' bemerken, die ebenfalls im Fußindex markiert wird. (Beispiel: <ERWARTET>v).

Besonders bemerkenswert ist, daß die Verfasserin den traditionell als Synonyme bewerteten Modalpartikeln *eben* und *halt* andere Bedeutungsmerkmale zuordnet. Sie beweist anschaulich, daß die Unterschiede in der Verwendung der beiden Modalpartikeln nicht auf territoriale Unterschiede reduziert werden können. *Eben* wird im süddeutschen Raum auch verwendet, sie sind miteinander nicht in einem jeden Kontext austauschbar. Diese Partikeln unterscheiden sich dadurch, daß *eben*

die Äußerung für den Hörer 'evident' markiert (<EVIDENT>_H), *halt* aber 'plausibel' (<PLAUSIBEL>_H). *Halt* kann dementsprechend nicht immer durch *eben* ersetzt werden, denn nicht alles, was plausibel ist, ist zugleich evident.

Keine Frage, daß die Beschreibung der Modalpartikeln ausführlich, anschaulich und für viele Zwecke gut verwendbar ist. Es taucht aber folgendes Problem auf: Auf S. 103. begründet Thurmair zwar die Reihenfolge der analysierten Partikeln, der Leser findet aber gar keine Argumentation dafür, warum die Verfasserin gerade diese 19 Modalpartikeln der Einzelanalyse würdig findet. Die Partikel *bitte* verdient nur einen kurzen „Exkurs“ nach dem Kapitel *Mal* (2.2.15), wobei die Frage offen bleibt, in welchen Partikelfunktionen *bitte* auftreten kann, ob es überhaupt Modalpartikel ist. Wenn es als Modalpartikel betrachtet werden könnte, verdiente es sicherlich eine ebenso gründliche Beschreibung, wie die anderen, wenn nicht, dann gehörte es gar nicht zum Thema dieses Kapitels. Überhaupt fehlt dem Buch eine Aufzählung der Partikeln der deutschen Sprache, die in Modalpartikelfunktion auftreten können.

Modalpartikel-Kombinationen

Mit dem dritten Kapitel öffnet Thurmair eine neue Epoche in der Geschichte der germanistischen Partikelforschung. Aufgrund von zahlreichen Belegen stellt sie fest, daß in der deutschen Sprache eine ganze Reihe von konventionalisierten Partikelkombinationen existiert. Diese Kombinationen lassen sich meistens mit einer einfachen Methode, mit der bloßen Addition der Bedeutungsmerkmale der einzelnen Modalpartikeln in der Kombination beschreiben. Nicht kombinierbar sind im allgemeinen diejenigen Modalpartikeln, deren Bedeutungsmerkmale nicht miteinander verträglich sind bzw. deren Einschränkungen hinsichtlich der Satzmodi das gemeinsame Auftreten ausschließen. Ausnahmefälle werden in den Einzelanalysen ausführlich behandelt. (Die Modalpartikel *denn* kann zum Beispiel in den Kombinationen mit *doch* oder *ja* auch in Aussagesätzen auftreten.) Sowohl die akzeptablen, als auch die nicht kompatiblen Partikelkombinationen werden in anschaulichen Tabellen zusammengefaßt. Den praxisorientierten Gebrauch des Buches erleichtern in hohem Maße die in diesem Kapitel zahlreichen einfachen und alltagsprachlichen Umschreibungen der Partikelbedeutungen. Bei der Partikelkombination *doch* *bloß* liest man beispielsweise folgende Erklärung: „Ich fordere dich ausdrücklich auf, dein bisheriges Verhalten zu korrigieren und etwas zu tun, was du eigentlich schon vorher hättest tun können.“ (226.) Schade, daß Umschreibungen solcher Art im zweiten Kapitel, in den Einzelanalysen der Modalpartikelbedeutungen kaum zu finden sind, und daß es auch hier viele Kombinationen gibt, deren Bedeutung nur mit einer wesentlich komplizierteren und schwer verstehbaren Methode erläutert wird. (Wie z.B. im Falle von *doch* *ruhig* auf S. 228.: „Der Angesprochene hat die Handlung, deren Ausführung der Sprecher für selbstverständlich hält, bisher nicht vollzogen, da er sie für unangebracht oder unerwünscht hielt; nun fordert der Sprecher ihn zu einer diesbezüglichen Korrektur auf mit dem Hinweis darauf, daß er, der Sprecher, keine Einwände hat.“)

Schließlich etwas zum Belegmaterial und zur Ästhetik des Buches: Die zahlreichen Beispielsätze, die einerseits aus verschiedensten Quellen stammen (Heinrich Böll ist hier ebenso vertreten wie Asterix), aber fast alle gesprochene Umgangssprache darstellen, andererseits von Thurmair selbst zusammengestellt und – was ihre Akzeptabilität oder Unakzeptabilität betrifft – mit Hilfe von Testpersonen überprüft worden sind, weisen auf den guten Humor der Verfasserin hin: Sie machen die Lektüre abwechslungsreich und lassen sich auch im Unterricht gut verwenden. Der logische Aufbau, die zahlreichen Tabellen und nicht zuletzt die vielfältige drucktechnische Gestaltung machen die Orientierung leicht, wodurch das Buch auch als Nachschlagewerk gut verwendbar sein dürfte. Besonders empfehlenswert ist das Werk für Germanistikstudenten der höheren Studienjahre, für Lehrbuchautoren, für Methodiker, die Überlegungen anstellen, wie Modalpartikeln im Unterricht Deutsch als Fremdsprache eingesetzt werden können, aber auch für interessierte Deutschlehrer mit linguistischen Grundkenntnissen, die ihre Deutschkenntnisse in Richtung 'gesprochene Sprache' und 'Umgangssprache' vertiefen wollen.

Barbara Wotjak: Verbale Phraseolexeme in System und Text. Tübingen 1992 (Niemeyer. RGL 125)

Mit dem vorliegenden Buch von B. Wotjak hält der Leser einen theoretisch anspruchsvoll und terminologisch konsequent verfaßten Beitrag zur germanistischen Phraseologieforschung in der Hand. Bereits seit Anfang der 80er Jahre hat sich die Autorin durch Überlegungen zur syntaktischen und semantischen Modellierung von Verben bzw. verbalen Phraseolexemen ausgezeichnet. Auch diesmal steht dieselbe Problemstellung im Mittelpunkt der Analyse, wobei die Autorin nun auch ein zweites Ziel verfolgt hat: die Ermittlung des kommunikativen Potentials, der textbildenden Leistung verbaler Phraseolexeme (PL).

Die Arbeit gliedert sich in drei Teile. Der Erörterung der theoretisch-methodologischen Ausgangspostulate im 1. Kapitel folgt im zweiten Teil die Schilderung des von der Verfasserin entwickelten modular-integrativen Beschreibungsmodells für verbale Phraseolexeme. Das abschließende Kapitel ist den Fragen der Sprachverwendung gewidmet: „Es geht dabei um die spezifische Ausprägung von PL im Text sowie um textbildende wie pragmatische Potenzen.“ (S. 99)

In Anlehnung an Fleischer (1982) versteht die Autorin unter Phraseolexemen „relativ stabile Verbindungen von Wörtern/Wortgruppen, deren wendungsinterne (Gesamt-)Bedeutung von der wendungsexternen der Einzelkonstituenten in freier Wortverbindung differiert“. (S. 3) Diese Einheiten der Sprache verfügen über die folgenden Charakteristika: (relative) Stabilität, Polylexikalität, Lexikalisierung, Idiomatizität, Reproduzierbarkeit und textbildende Potenzen. Bezüglich der relativen Stabilität phraseologischer Einheiten hebt die Verfasserin hervor, daß die okkasionellen Modifikationen von den usuellen, konventionellen Varianten abzuheben sind. Zur ausführlichen Erläuterung der im wendungsinternen Komponentenbestand vor sich gehenden Modifikationen kommt es im 3. Kapitel. An dieser Stelle wird der Leser aber auch auf eine andere Art der phraseologischen Modifikation, die das wendungsexterne Aktantenpotential verbaler PL betrifft, aufmerksam gemacht: es geht um das Weglassen obligatorischer Aktanten bzw. um den Verstoß gegen die semantische Kompatibilität.

Die Unzulänglichkeiten der lexikographischen Darstellung von Phraseologismen haben die Autorin dazu veranlaßt, anhand konkreter Beispiele einige kritische Überlegungen zu vorliegenden Wörterbucheintragungen anzustellen. Ihrer Ansicht nach sollten diese Eintragungen „nach einem einheitlichen, unterschiedliche Ebenen und Kenntnissysteme berücksichtigende Beschreibungsansatz (der Ebenenspezifika wie -abhängigkeiten zeigt) erarbeitet werden (vgl. den Vorschlag unter 2.6.) und so beschaffen sein, daß eine möglichst sachverhaltsadäquate, situations- und textsortenangemessene wie partnergerechte Verwendung gewährleistet ist.“ (S. 9)

In den folgenden Abschnitten wird die mikro-, medio- und makrostrukturelle Beschaffenheit verbaler Phraseolexeme diskutiert. Unter der semantischen Mikrostruktur ist die phraseologische Bedeutung (Bphras) zu verstehen, nach der sich jedes Phraseolexem in eine spezifische paradigmatische semantische Makrostruktur, d.h. in ein lexikalisch-semantisches (phraseosemantisches) Feld einordnet. Felder sind nach der Definition der Verfasserin „Gruppen von LE/PL, die in vielfältiger Relation zueinander stehen und die in einer bestimmten Merkmalverbindung – im Archisemem oder in der Archisemformel als Feldoberbegriff – übereinstimmen.“ (S. 14) Die Archisemformel, die mit Hilfe der Prädikatenlogik formalisiert werden könne, enthält die allen Phraseolexemen des gleichen Feldes gemeinsamen Seme, und somit ist sie in der Lage, die Feldbestandteile zu ersetzen. Die auf der Grundlage von minimaldistinktiven Merkmalen vorgenommene Feldgliederung könnte dann dazu beitragen, „die semantisch verwandten Mikrostrukturen der einzelnen PL im Kontext voneinander schärfer abzugrenzen“, eine Tatsache, der ohne Zweifel sowohl im Fremdsprachenunterricht als auch in der Lexikographie Bedeutung zukommt.

Im Zusammenhang mit der Bphras-Mikrostruktur weist die Autorin auf zwei besondere Charakteristika von PL hin, denen in der lexikographischen Darstellung Rechnung getragen werden

dell vorgelegt. Dieses sei als eine Art Überwörterbuch im Vorfeld praktischer Verwendung zu verstehen, ein Filter, den eine jede Einheit zu durchlaufen habe. Im folgenden wollen wir das vorgelegte Beschreibungsmodell anhand eines konkreten Beispiels vorstellen.

Stufe I:

- (a) Basisproposition unter Angabe der Prädikatsseme und der Zahl der Argumentvariablen/Stelligkeit. Einordnung in ein phraseosemantisches Feld
- (b) Prädikatsmodifikatorseme unter Einschluß usueller semantisch-denotativer Wertungskomponenten
- (c) onomasiologische Feldgliederung entsprechend der Semantik des PL-Basislexems

Modellbeispiel: jmdm. Beine machen, Rabc —> 2

- I. a) Basisproposition/Einordnung in das Feld des BEFÖRDERNS (im weitesten Sinne):
 [(a ADESSE b1)] ti & [(c CAUS (a non ADESSE b1/ADESSE b2)] ti+k = Feld des VERJAGENS
- b) Prädikatsmodifikatorseme
 für CAUS = nachdrücklich, auffordernd (illokutive Funktion: Drohung, Warnung)
- c) Somatismus (Beine)

Die Verfasserin räumt später ein, daß es auch vorstellbar wäre, angesichts des Fehlens verbindlicher Vorgaben und vorhersehbarer Schwierigkeiten, die eine Basispropositionsbeschreibung bereitet, [...] diese durch die lexematischen Oberbegriffe selbst und die Angabe von felddifferenzierenden Prädikatsmodifikatoren zu ersetzen. (S. 89)

Stufe II:

Angaben zu den Valenzpartnern in semantischer Hinsicht

- (a) Informationen zu den semantischen Kasus als semantisch-funktionale Bestimmung der Argumente des Prädikats
 - (b) kategoriale Angaben zur semantisch-denotativen Distribution der Argumente
 - (c) zum semantischen Satzmodell/Satzrahmen
- II. a) semantisch-funktionale Beschreibung der Argumente
 - a —> ADRESSAT (der Drohung)/AGENS der gewünschten Fortbewegung
 - b1 —> LOC1
 - b2 —> LOC2
 - c —> AGENS
 - b) semantisch-kategoriale Bestimmung der Argumente
 - a hum, eigenfortbewegend
 - b1 —> Aufenthaltsort von a
 - b2 —> - - -
 - c —> hum
 - c) semantisches SATZMODELL: AGENS-ADRESSAT-LOCATIV

Stufe III:

Hinweise zu den Valenzpartnern in morphosyntaktischer Hinsicht

- (a) Charakterisierung der Argumentvariablen in funktional-syntaktischer Hinsicht durch Satzglieder
 - (b) Bestimmung der Argumentvariablen in syntaktisch-kategorialer Hinsicht durch Wortarten und Oberflächenkasus
 - (c) Syntaktisches Satzmodell
- III. a) syntaktisch-funktionale Bestimmung der Argumente
 - a —> Dativobjekt
 - b1 —> - - -

b2 ———> - - -

ç ———> Subjekt

b) syntaktisch-kategoriale Bestimmung der Argumente

a ———> Sd

b1 ———> - - -

b2 ———> - - -

c ———> Sn

c) syntaktisches SATZMODELL: PL [VF - Sa] - Sn - Sd

Stufe IV:

(a) Einbettung des PL in typische Kontexte/konstruierte und zitierte Beispiele unter Ein-
schluß von Hinweisen zu morphosyntaktischen Gebrauchsrestriktionen des Verbs

(b) verbalisierte Bedeutungsbeschreibung mit allgemeinen Angaben zur Kombinatorik und
unter Berücksichtigung

- von konnotativ-usualisierten Potenzen des PL (Gebrauchspräferenzen
und -restriktionen)
- von diatopischen, diastratischen und diaphasischen Charakterisierungen
- von mit dem Gebrauch bestimmter PL systemhaft verbundenen körper-
sprachlichen Zeichen
- und mit Angabe synonyme und antonyme PL

IV. a) Der Alte drohte mit dem Krückstock: „Ich werde euch gleich Beine machen, wenn ihr
die Katze nicht endlich in Ruhe läßt!“

Haut ja ab, sonst mach ich euch Beine!

Du sollst mal sehen, wie schnell ich denen Beine mache!

- oft mit Drohgebärde verbunden, wenn der angesprochene Adressat der
Rede von Sn auch Adressat der Drohung ist;
- i.d.R. im Futur gebraucht/in Aussagesätzen mit Zukunftsbedeutung
- häufig mit „gleich“ verwendet bzw. mit „Nebensatz mit wenn“
- im Passiv nicht gebräuchlich

b) umg.: jmdn. durch angedrohte Handgreiflichkeit... zum Weggang bewegen; jmdn. (durch an-
gedrohte Handgreiflichkeit...) fortjagen, wegzagen

Stufe V:

(a) Hinweise zur derivationalen Basis

(b) Hinweise zur Unikalität von Komponenten

Nach der Behandlung der usualisierten Phraseolexeme aus dem Systemaspekt wendet sich die
Autorin den Phraseologismen als Redeeinheiten zu. Wenn Phraseologismen im Text auftreten,
lassen sich bestimmte Gebrauchsauffälligkeiten beobachten, von denen zwei Typen, die einzeln
und kombiniert vorkommen können, unter die Lupe genommen werden: es handelt sich um die
inhaltlichen und formalen Verknüpfungen bei formal unmodifizierter bzw. modifizierter PL-Ver-
wendung. Bei diesem „kreativ-wortspielerischen Gebrauch“ erfolgt eine absichtliche Abweichung
von der usualisierten Wörterbuchnorm „im Interesse der Erhöhung des Rezeptionsanreizes, der
Verstärkung der Aussage, der Informationsverdichtung, des Erreichens eines bestimmten wortspie-
lerischen Effekts.“ (S. 101) Die auffällige PL-Gebrauchsweise ist abzuheben von der unabsichtlich-
fehlerhaften Verwendung, die sich bei Nichtmuttersprachlern u.a. auf folgende Faktoren zurück-
führen läßt:

- Unkenntnis der Gebrauchsbedingungen

- Interpretation der Bedeutung im Sinne der freien Verwendung
- fehlerhafter Gebrauch formal teildentischer aber inhaltlich unterschiedlicher PL
- phraseologische „falsche Freunde“.

Solche Normverstöße resultieren also aus mangelhaften Sprachkenntnissen; der kreative Gebrauch setzt demgegenüber einen hohen Grad der Sprachbeherrschung sowohl beim Produzenten als auch beim Rezipienten voraus.

Die Untersuchung zur Charakterisierung und Feindifferenzierung der auffälligen PL-Gebrauchsweisen wurde an einem aus Medientexten zusammengestellten Korpus durchgeführt. Die Analyse hat folgende Arten der (Ko-)Aktualisierung unterschiedlicher Bedeutungsebenen von PL bei unmodifiziertem Komponentenbestand ergeben:

1. Dominante Aktualisierung der phraseologischen Bedeutungsebene bei Korrelierung einer/mehrerer PL-Konstituente(n) mit dem Kontext entsprechend ihrer Bedeutung in freier Verwendung
2. Dominante Aktualisierung der wendungsexternen Bedeutung der Wortverbindung
3. Koaktualisierung der phraseologischen und der freien Bedeutung der Wortverbindung

Die einzelnen Formen der kontextuellen Vernetzungen von Phraseolexemen lassen sich weiter untergliedern; eine klare Übersicht darüber vermitteln die zusammenfassenden Tabellen am Ende des Kapitels.

Vorhin wurde bereits darauf hingewiesen, daß der kreativwortspielerische PL-Gebrauch auch an den Rezipienten hohe Anforderungen stellt. Im nächsten Abschnitt werden die vom Sender bewußt eingesetzten metakommunikativen Steuerungsmittel erörtert, die die Funktion haben, eine regel- und sendergerechte Dekodierung zu sichern, und damit den Mißverständnissen in bezug auf den Bedeutungsebenenwechsel vorzubeugen. Der Textproduzent könne sich dabei lexikalischer Mittel bedienen, wie z.B. im wahrsten Sinne des Wortes, buchstäblich, wie es so schön heißt usw.; es stehen ihm aber auch graphische Indikatoren zur Verfügung, wie Anführungszeichen und bildliche Darstellungen.

Laut Untersuchungen der Autorin treten im Durchschnitt bis zu 35% okkasionelle, modifizierte Phraseologismen in deutschsprachigen publizistischen Texten auf. Sie unterscheidet zwischen Modifikationen im wendungsinternen und wendungsexternen Komponentenbestand. Einen dritten Typ der Abweichung von der usualisierten Wörterbuchnorm stellt die Kombination der beiden vorhin genannten Arten dar. Zur Veranschaulichung der die wendungsinternen Konstituenten betreffenden Modifikationen seien hier die folgenden Typen aufgezählt:

Substitution
 Expansion
 Reduktion
 grammatische Modifikationen
 Wechsel von Negation <—> Affirmation
 Abtrennung
 Koordinierung von identischen Elementen
 Wortspielerische Verschmelzung/Kombination von PL
 Ersetzen von Nonverbalem durch Verbales
 Ersetzen/Ergänzen von Verbalem durch Nonverbales

Die oben genannten Modifikationstypen werden von der Verfasserin weiter differenziert und zusammen mit den ihnen verbundenen Bedeutungsnetzungen ausführlich erläutert.

Zuletzt befaßt sich die Autorin mit dem auffälligen Gebrauch von PL in zwei ausgewählten Textsorten. In den DEMOSPRÜCHEN der Wendezeit und in dem von Hermann Kant verfaßten OFFENEN BRIEF wird den oben beschriebenen formalen und inhaltlichen Modifikationen sowie Bedeutungsnetzungen nachgegangen, wobei in die Betrachtung außer den Phraseolexemen auch die Sprichwörter und die kommunikativen Formeln mit einbezogen wurden.

Die vorliegende Arbeit von B. Wotjak stellt u.E. eine begrüßenswerte Bereicherung der Fachliteratur dar. Das Buch liefert nicht nur einen komplexen Beschreibungsansatz von verbalen Phraseolexemen, es entspricht außerdem den in den letzten Jahren verstärkt erhobenen Forderungen nach Berücksichtigung des pragmatischen Aspektes. Es wäre wünschenswert, daß die Überlegungen der Verfasserin schnellstens auch in der praktischen Lexikographie Verwendung finden könnten.

Bertalan Iker
Budapest